

Paulus Hochgatterer

### **Ein Ton namens I**

(Festrede Donaufestwochen Strudengau, Grein, 27/07/2018)

Sehr geehrte Damen und Herrn,  
liebe Festgäste!

Was könnte ich, ein Mensch des Wortes viel eher als ein Mensch der Töne, sagen, habe ich mir überlegt, bei einem derartigen Anlass, einem also, bei dem es um Musik geht, und bei einem Anlass überhaupt, einer Gelegenheit, bei der einem zugehört wird, und natürlich habe ich mir gedacht, dass man nach Michael Köhlmeiers Gedenkrede gegen Gewalt und Rassismus in der Hofburg jede eigene Rede so beginnen sollte, wie er am 4. Mai dieses Jahres die seine begonnen hat: „Meine Damen und Herrn, man soll die Dinge beim Namen nennen. Erwarten Sie also nicht von mir, dass ich mich dumm stelle.“ Die Dinge beim Namen zu nennen, das zu sagen, was manche auch heute noch als ‚die Wahrheit‘ bezeichnen, und keine Anstrengung aufwenden zu müssen, um sich dumm zu stellen, das sei ein Privileg zweier Gruppen, so hat man mir in meiner Kindheit beigebracht, der Kinder nämlich und der Narren. Vielleicht hat genau das dazu geführt, dass ich Kinderpsychiater geworden bin und mich auf diese Weise täglich mit jenen Menschen beschäftigen darf, die sich nicht dumm stellen müssen, mit den Kindern und den Narren, ein ungeheures Privileg, denn es gibt nichts Befreienderes, als der Wahrheit nahe zu sein und nichts Ermüdenderes, als sich ständig dumm stellen zu müssen. Das habe ich mir gedacht und dann habe ich mir gedacht: Reiß dich zusammen, von Musik soll die Rede sein, nicht von Dummheit, schau zumindest ins Programm! – Gedacht, getan.

Ich hätte also über ‚Atalanta‘ reden können, jene Oper Georg Friedrich Händels, die hier in ein paar Tagen zur Aufführung gelangen wird, eine seltsame gleichwie brillante Mischung aus arkadischer Idylle und erotischem Verwirrspiel, Vorläuferin von Mozarts ‚Cosi fan tutte‘, wenn man so möchte. Ich hätte nicht umhin können, über die mythologische Grundlage von Händels Oper, die Erzählung vom kalydonischen Eber, zu reden, jenem Untier, das, ausgesandt von der zürnenden Göttin Artemis, gemeinschaftlich gejagt und letztlich durch den Pfeil der kühnen Jägerin Atalanta fatal verwundet wird. Dann hätte ich mich gefragt, ob das originale Ende dieser Wildschweinjagdgeschichte, an dem in einem enormen Gemetzel einander die Männer reihenweise umbringen, irrtümlich oder absichtlich, dem Publikum überhaupt zumutbar ist, und schließlich, ob nicht der Umstand, dass die eigentliche Quelle des Massakers das kulturlose männliche Schwein ist, das randalierend alles kaputt macht, möglicherweise missverstanden werden könnte. Atalanta bleibt am Leben, schon im griechischen Mythos ist das so, bei Händel erst recht, darauf hätte ich gefahrlos verweisen können, immerhin.

Mit Blick auf den morgigen Tag im Programm der Donaufestwochen hätte ich über Medea reden können, die auf den Punkt gebrachte Personifikation der griechischen Tragödie, über ihre Treue zu Jason, ihren Zorn und über ihre Verzweiflung. Letztere, Zorn und Verzweiflung, führen dazu, dass sie die wird, als die wir alle sie kennen, Königs- und Kindesmörderin und ihres Lebens nie mehr froh. Es werden also auch hier ein paar Leute zu Tode gebracht, Kreusa, die Nebenbuhlerin übrigens nicht ganz unspektakulär durch ein vergiftetes Kleid. Schließlich ist nur noch Medea übrig und – in gebotener Entfernung – ihr slicker und biegsamer Ex-Gemahl, der vor allem mit ihrer Hilfe emporgekommen ist, sich daran aber nicht mehr erinnern will. Slick, biegsam, emporgekommen und erinnerungsschwach, - bei genauerer Betrachtung könnte auch das missverstanden werden.

Ich hätte daher vielleicht besser gleich über Franz Schuberts ‚Schöne Müllerin‘ gesprochen, mit der dieses Musikfest am Mariä-Himmelfahrts-Tag höchst passend enden wird; da ist der Ausgang zwar auch letal, mit nur einem Toten – zumindest numerisch – aber vergleichsweise erträglich. Auch die Gefahr eines Missverständnisses hält sich in Grenzen: Die böse Farbe ist wie das Wams des Jägers grün und das kristallene Kämmerlein auf dem Grund des Baches, in dem der verblichene Müllergeselle am Schluss liegt, ist blau. Na und? Erst grün, dann blau, da muss man sich nichts dabei denken, auch nicht in Oberösterreich. Die Müllerin hat in Schönheit überlebt, das ist die Hauptsache, und das letzte Gebet für den Toten sprechen die Bewohner des Himmels:

*Da halten die Englein*

*Die Augen sich zu*

*Und schluchzen und singen*

*Die Seele zur Ruh.*

Apropos Englein. Ich hätte mich im Programm auch dem 9. August zuwenden und über Catharina Regina von Greiffenberg sprechen können, die große Barockdichterin, über ihre Förderer, ihre religiöse Leidenschaft und über die Musikalität ihrer Hymnen und Sonette. Ich hätte mir den Blick auf zu Tode gekommene Männer völlig erspart und wäre bei dieser Protagonistin buchstäblich zu Hause gewesen. Die Erklärung folgt gleich.

Atalanta. Medea. Die Müllerin, die vor allem den Jäger, und Catharina-Regina von Greiffenberg, die vor allem Gott liebt. Ich könnte über Frauen sprechen, habe ich mir gedacht, konkreter, über Frauen in der Musik, Frauen als Figuren in der Barockoper oder im romantischen Lied, als Komponistinnen, Textdichterinnen, Dirigentinnen oder Interpretinnen. Ich könnte bei der Gelegenheit, so nebenbei, über die Arbeitsmöglichkeiten von Musikerinnen reden, habe ich mir gedacht, über ihre Auftrittshonorare und darüber, was sie sich beim Vorspielen von männlichen Jurymitgliedern anhören müssen, eben über Arbeitsmöglichkeiten, Auftrittshonorare oder übers Kinderkriegen, auch heute noch. Ich könnte über die Dinge reden, mit denen die wunderbare Elisabeth Kulmann vor kurzem ihren Rückzug von der Opernbühne begründete, habe ich mir gedacht, oder vielleicht ganz beiläufig darüber, was mir unlängst die Eltern zweier junger

Orchestermusikerinnen vom Umgang eines Opernfestleiters mit jungen Frauen erzählt haben, - natürlich nicht in diesem Bundesland und überhaupt fast nicht mehr in Österreich. Ich könnte davon reden, dass man Musik nicht mit dem Musikbetrieb verwechseln darf, genauer, dass der nach wie vor männlich dominierte Musikbetrieb das weiblich konnotierte Konzept der Unschuld der Musik immer wieder dafür missbraucht, dahinter all das zu verstecken, was eher mit Jason oder dem kalydonischen Eber, also mit Hybris, Treulosigkeit oder Triebhaftigkeit, zu tun hat als mit sonst etwas. Wo sich Musik besonders unschuldig gibt, ist besondere Vorsicht am Platz, das hat mich unter anderem meine Beschäftigung mit Karl Böhm während der letzten beiden Jahre gelehrt, aber das ist ein anderes Kapitel und jetzt nicht Thema. Ich könnte ..., habe ich mir gedacht, und dann habe ich mir mit Blick auf die Donaufestwochen und ihre musikalische Leiterin überlegt, dass es manchmal wohl auch darum geht, sich nicht klüger zu stellen, als man ist, gerade als männlicher Festredner. Was Frauen in der Musik bedeuten, wird uns in den nächsten Wochen Michi Gaigg mit ihrem Orchester und ihrem Programm zeigen. Sie kann das am allerbesten, daran zweifle ich keineswegs (hätte vielleicht Johann Mattheson gesagt).

Ich selbst fühle mich in dem, was ich jetzt noch tun werde – Ihnen eine kleine persönliche Geschichte zu erzählen – in einer vielleicht etwas trivialen Form legitimiert. Manchmal sind Zusammenhänge einfach und manchmal haben die Dinge mit einem selbst zu tun, auch wenn man sich das nicht aussucht.

Michi Gaigg und ihr Programm. Medea und Catharina Regina von Greiffenberg. Das Elternhaus meiner Mutter steht nämlich keine drei Kilometer entfernt von der ehemaligen Stiftskirche Ardagger, in dem morgen Medea den Ton angeben wird, in Rufweite sozusagen. Das Elternhaus meines Vaters steht überhaupt in Seisenegg, unmittelbar vor den Mauern jener Burg, in der Catharina Regina von Greiffenberg geboren wurde und bis fünf Jahre vor ihrem Tod gelebt und gedichtet hat. Das ist Zufall, natürlich; ich kann trotzdem nicht umhin, mich gemeint zu fühlen, ich mit meinen Eltern und ich mit meiner eigenen Sozialisation.

Apropos Sozialisation. Musiksozialisation. Wie angekündigt, eine kleine persönliche Geschichte. Sie handelt von Christian und seinem Bassflügelhorn und ist nicht sehr lang.

Ich bin etwa fünfzehn Kilometer südöstlich von hier, transdanubisch also, aufgewachsen, in einem jener Orte, die damals noch das besaßen, was heute – zumindest nach Meinung der Apokalyptiker unter uns – allenthalben verloren zu gehen droht, - Identität. Selbiger entkam man nicht, wenn man dort aufwuchs – manche von Ihnen wissen, was ich meine. Vor allem entkam man nicht den sozial komplex formalisierten, hauptsächlich in Vereine gegossenen, Elementen der Konstituierung dörflicher Identität. Man entkam nicht der Jungschar, nicht dem Kirchenchor und, wenn man ein wenig älter war, nicht der freiwilligen Feuerwehr. Als Kind mit acht bis zwölf, also im Alter kumulativer Exposition gegenüber katholischen Sakramenten, entkam man nicht den Mütterunden und

dem Firmunterricht, und sofern man keine ärztlich zertifizierte neurologische Erkrankung vorweisen konnte, entkam man – als Bub zumindest – nicht dem Fußballverein. Ich selbst entkam vor allem nicht der Blasmusik.

In unserem Ort gab es zwar schon eine Blasmusikkapelle, die spielte aber offenbar so, dass sich der Leiter der neu gegründeten Musikschule veranlasst sah, ein eigenes Kinder- und Jugend-Blasmusikorchester zu gründen. Unter großzügiger Anwendung des bekannten Paradigmas: Es gibt keine unmusikalischen Kinder! wurde jeder aufgenommen, der wollte. Für jene, die sich einer halbjährigen Grundausbildung in Blockflöte unterzogen hatten, gab es eine gewisse Bevorzugung. Die Instrumente wurden weniger nach Neigung als nach Muskelkraft und Körpergröße verteilt, was bei uns zu Hause zu einer ziemlich polaren Konstellation führte. Ich kriegte die Tuba und meine Schwester, die eine Frühgeburt gewesen war, die Querflöte. Genauer: ich wollte alles andere und kriegte die Tuba, meine Schwester kriegte die Querflöte, die sie sich auch gewünscht hatte. Dafür, dass mein Freund Wolfgang, der zirka gleich groß und stark war wie ich, trotzdem Klarinette spielen durfte, fand ich damals keine Erklärung. Er ist später Rechtsanwalt geworden und ich Psychiater. Aber vielleicht hat das auch gar nichts miteinander zu tun.

Mein anderer Freund, Christian, hatte das Euphonium bekommen, das Bassflügelhorn, dieses baritonale Instrument, das irgendwo zwischen Flügelhorn und Basstuba liegt, einen melancholisch warmen Ton besitzt und immer wieder melodieführend in Erscheinung tritt. Körperformatmäßig war die Sache in Ordnung, – Christian war eine Handbreit kleiner als ich und rundlich wie sein Instrument.

Wir spielten, im Einzelunterricht und in Ensembles, wir übten und probten und nach einer Weile trat ein, womit keiner gerechnet hatte, - wir wurden richtig gut. Genauer: Die meisten von uns spielten ganz passabel und einige wenige spielten richtig gut. Christian zum Beispiel. Manchmal kommt es eben auf die wenigen an, das kennen Sie. Er war sicher in Rhythmus und Phrasierung, begriff schwierige Passagen außerordentlich schnell und traf immer den richtigen Ton.

Der Qualitätssprung, der eingetreten war, führte jedenfalls dazu, dass wir nicht nur bei Sommerfesten, Fronleichnamsprozessionen und Begräbnissen auftraten, sondern uns auch an Wettbewerbe und Wertungsspiele wagten. Der Leiter der Musikschule, der zugleich unser Kapellmeister war, wurde dabei immer ehrgeiziger, - etwas, das ich erst viel später begriff.

Die kleine Szene, um die es mir eigentlich geht, spielte sich in der Vorbereitung zum Niederösterreichischen Jugend-Blasorchester-Wettbewerb ab. Wir probten ein Potpourri amerikanischer Märsche und im lyrischen Mittelteil von Sousas ‚The Stars and Stripes forever‘, der melodietragend von den Bassflügelhörnern bestritten wurde, passierte etwas, das sonst nie passierte: Christian spielte falsch. Konkret war er bei einem einzigen Ton um einen Halbton zu hoch. Unserem Kapellmeister fiel das natürlich auf, er ließ uns die Passage noch einmal spielen, es änderte sich nichts. ‚Christian, du bist zu hoch‘, sagte er. Als Christian nach dreimaliger Wiederholung unerschütterlich bei seiner Tonhöhe

blieb, riss dem Herrn Kapellmeister die Hutschnur. Er stürmte zu Christians Platz, packte ihn am Kragen und trommelte mit seinem Stab aufs Blatt, das vor dem Buben auf dem Notenständer lag. „Was ist denn das für eine Note?!“, rief er. Christian hob den Kopf, die Augen immer noch ganz sanft, und sagte halblaut: „Ein I.“

Ein I. Nach einer Sekunde absoluter Stille lachte unser Kapellmeister auf, laut und hysterisch. Sonst lachte keiner.

Ein dicklicher Zehnjähriger spielt ein I. – Das ist wohl in mehrfacher Hinsicht ein Akt des Widerstandes, der Renitenz, der Anpassungsverweigerung. Erstens besteht er unverrückbar darauf, einen Halbton über der Harmonie zu schweben, die gefragt und gefordert ist. Zweitens stellt er dadurch, dass er es nicht zu benötigen scheint, das uns allen vertraute Notations-System in Frage. Und drittens scheint er in einer Welt zu leben, in der es einen Ton namens I gibt.

Noch einmal zurück zur damaligen Situation: Der Umstand, dass wir alle schwiegen und keiner von uns über Christian lachte, obwohl es unser Dirigent tat, hatte meiner Vermutung nach in Wahrheit vor allem eine Ursache. – Es bestand, obwohl wir alle wussten, dass ein derartiger Ton nicht vorgesehen war, der dringende Verdacht, dass er tatsächlich ein I gespielt hatte.

Es gibt Menschen, die erzeugen Dissonanzen, - das ist uns allen vertraut. Es gibt Menschen, die komplexe Musikstücke spielen, obwohl sie keine Noten kennen, Menschen, die lange Balladen auswendig rezitieren, obwohl sie kein Wort lesen können, das wissen Sie auch. Schließlich finden sich dann noch jene Menschen, die leben in einer Welt, in der es einen Ton namens I gibt. Mit welchen Namen wir, denen sie fremd sind, diese Welten bezeichnen, wissen Sie genauso gut wie ich: Legasthenie-Welt, Nerd-Welt, Transgender-Welt, Islam-Welt, Welt der Sucht (wonach auch immer), Welt der Sehnsucht (nach einem besseren Leben zum Beispiel) oder Welt der Flucht. Ob die Tatsache, dass wir diverse Namen für diese Welten, in der es einen Ton namens I gibt, besitzen, zugleich bedeutet, dass wir uns für die Menschen, die in ihnen leben, auch interessieren, weiß ich nicht. Sehr wohl weiß ich, dass zumindest ein Anspruch zu stellen ist: Wir sollten wissen – oder zumindest wissen wollen –, wie es in dieser Welt mit einem Ton I aussieht, wie der Ton I in dieser Welt klingt, bevor wir daran gehen, die Menschen aus ihr zu vertreiben.

Dass ich so eine Geschichte ausgerechnet hier, zur Eröffnung eines Musikfestes erzähle, bei dem wir eins unter Garantie nicht zu erwarten haben, nämlich falsche Töne, mag paradox erscheinen. Andererseits: Wohin könnte sie besser passen als hierher?

Eins wollen wir doch alle mit Sicherheit nicht: Uns dumm stellen.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit!